

Wie viel Leidenschaft und Lebensfreude das gemeinsame Singen eines gut 50 Jahre alten Liedes konservieren und weiterzugeben vermag, beweisen Pop-Superstar Miley Cyrus und Melanie Safka in einem Duett aus dem Jahre 2015. Es ist locker und mit heiterer Fröhlichkeit eingespielt, die junge Miley Cyrus erweist ihrer älteren Kollegin, die alle Welt nur als Melanie kennt, die Ehre, deren Song „What Have They Done To My Song, Ma?“ zu singen.

Es ist Melanies erfolgreichstes Lied, erschienen 1970. Damals stellte es die B-Seite der Single „Ruby Tuesday“ dar, einem überaus einflussreichen Live-Album in der Stimme vorgetragenen Cover des Rolling-Stones-Hits.

Einsam in Woodstock

Beide Stücke befanden sich auf dem dritten Soloalbum „Candles In the Rain“, in dem Titelstück „Lay Down (Candles in the Rain)“ hat Melanie ihr persönliches Woodstock-Gefühl verarbeitet, als sie einsam vor Hunderttausenden im strömenden Regen sang und umgehend Aufnahme fand im

Was sie aus ihrem Lied gemacht haben

Zum Tod der Sängerin Melanie

Von Harry Nutt

Klang- und Bildgedächtnis ihrer Generation.

Keine Kleinigkeit, Melanie Safka war neben Joan Baez die einzige Frau, die sich als Solokünstlerin auf die erste in der Erinnerung zum Mythos gewordene Live-Bühne im Staate New York gewagt hatte. Ihre zarte Erscheinung stand im Kontrast zu ihrer kraftvollen Stimme.

Und obwohl „Lay Down“ nicht zur Woodstock-Erkennungsmelodie wurde wie Joni Mitchells gleichnamige Hymne, verfügte gerade Melanies Stück über hinreichend Ironie, das Pathos der Zeit nicht allzu ernst zu nehmen. Wir haben alle dieselben Lieder über Frieden gesungen – und uns die gleiche Erkältung eingefangen, heißt es in einer Zeile. Später

nahm sie „Lay Down“ in einer Gospel-Version mit den Edwin-Hawkins-Singers auf, die mit „Oh Happy Day“ ein spektakuläres One-Hit-Wonder hatten.



Melanie, 1974 in Astoria bei New York als Melanie Safka geboren. IMAGO-GLOBE PHOTO

Das kompositorische Potenzial von „What Have They Done To My Song, Ma?“ war auch deutschen Schlagerproduzenten nicht verborgen geblieben, die zu dieser Zeit ihr Heil immer häufiger im geschickten Abkupfern erfolgreicher Popsongs suchten. Eine der

ersten Versionen des Melanie-Originals stammt von der israelischen Chanson-Sängerin Dalilah Lavi, die mit „Wer hat mein Lied so zerstört, Ma“ einen ihrer größten Hits feierte. Bald darauf veröffentlichte Ray Charles seine soulgesättigte Fassung, später zogen Nina Simone, The New Seekers und andere nach.

Weil die 1947 in Astoria bei New York geborene Melanie Safka aufgrund ihrer langen, glatten Haare und ihrer weiten Gewänder als typische Repräsentantin der Hippie-Bewegung galt, geriet sie spätestens seit den 90ern bei vielen in Vergessenheit, obwohl sie mehr als 30 Alben produzierte.

Nummer 32 war gerade in Arbeit und wird demnächst vermutlich postum unter dem Titel „Second Hand Smoke“ erscheinen. Melanies Stimme war zuletzt hörbar rauer geworden, aber ihre Ausdruckskraft und die Freude, aus ein paar einfachen Harmonien das Beste zu machen, war ungebrochen. Nun ist Melanie Safka, deren Vater ukrainischer Herkunft und deren Mutter eine italienischstämmige Bluessängerin war, im Alter von 76 Jahren gestorben.

Die doppelte Schaubühne

Die Auswahl zum Theatertreffen

Die neue Leiterin des Berliner Theatertreffens, Nora Hertlein-Hull, möchte Formate des Bühnenfestivals stärker miteinander vernetzen. „Ich sehe großes Potenzial in der Verknüpfung der einzelnen Plattformen, die ja allesamt auf die eine oder andere Weise auch der Nachwuchsförderung dienen“, sagte Hertlein-Hull im Haus der Berliner Festspiele. Dort stellte eine Jury die ihrer Meinung nach zehn bemerkenswertesten Inszenierungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz vor, die für den 2. bis 19. Mai nach Berlin eingeladen werden.

Die Berliner Schaubühne ist in der Auswahl gleich doppelt dabei – mit dem Stück „Bucket List“ von Yael Ronen und Shlomi Shaban sowie dem Schauspiel „The Silence“ von Falk Richter mit Schauspieler Dimitrij Schaad. In die Auswahl schaffte es auch die begehrrte Inszenierung „Riesenhaft in Mittelede“ am Schauspielhaus Zürich, die auf J. R. R. Tolkiens Fantasy-Werk „Der Herr der Ringe“ beruht.

Außerdem ausgesucht wurde „Die Hundekot-Attacke“ von Walter Bart am Theaterhaus Jena; Tschechows „Die Vaterlosen“, inszeniert von Jette Steckel an den Münchener Kammerspielen; „Extra Life“ von Gisèle Vienne; Roland Schimmpennings „Laios“ in der Regie von Karin Beier am Schauspielhaus Hamburg; „Macbeth“ in der Regie von Johan Simons in Bochum; „Nathan der Weise“, inszeniert von Ulrich Rasche in Salzburg; „Übergewicht, unwichtig: Uniform“ nach Werner Schwab und in der Regie Rieke Stüfksows am Staatstheater Nürnberg. dpa/FR

Shakespeare & Company

Regisseur Steckel mit 80 gestorben

Der Regisseur und ehemalige Theaterintendant

Frank-Patrick Steckel ist tot. Steckel starb am Donnerstagabend im Alter von 80 Jahren, wie seine Familie mitteilte. Der Regisseur wurde 1943 in Berlin geboren und gilt als großer Theatermacher. Für seine Shakespeare-Übersetzungen wurde er 2013 mit dem Preis der Autoren ausgezeichnet. Zwischen 1986 und 1995 war er Intendant des Schauspielhauses Bochum. Am 10. Februar wäre er 81 Jahre alt geworden. Nora Hertlein-Hull, Leiterin des Theatertreffens Berlin, bezeichnete Steckel als „großen und prägenden Theatermann.“ Steckel begann seine Karriere als Regieassistent des bekannten Theatermachers Claus Peymann. dpa

Integration ist keinesfalls in die Wiege gelegt. Das belegt seit langem etwa die europäische Integration. Dass allerdings Zusammenführen bereits im Mittelalter Zukunft versprach, spricht jetzt das Buch „Die Ukraine – vom Rand ins Zentrum“ an. Dazu führt Alois Woldan aus, wie „Europäische Integration im Mittelalter“ mehr war als nur das kurzfristige Kalkül zur Bewältigung einer Krise. Sie war vielmehr eine Strategie zur Überwindung einer Katastrophe. Ein Vernichtungskrieg damals, am Boden zerstört Kiew.

Unser Verständnis vom modernen Staat mal beiseite: Alois Woldan beschreibt, wie dieser „erste ostslawische Staat, dessen Gebiet zum Großteil auf dem Territorium der heutigen Ukraine lag“, im Jahr 1240 zwar unter dem Mongolensturm „zerbrach“. Und doch vermochte der Südwesten, im Gegensatz zum Nordosten mit Moskau, Eigenständigkeit und Eigenleben zu behaupten. So geschah es durch Danylo Romanowitsch (1201-1264).

Legendar wurde er deswegen, weil er als einziger ostslawischer Fürst vom Papst zum König gekrönt wurde. Legendar, weil er, anders als Moskau, den Tataren zu trotzen verstand. Legendar, weil er die Orientierung an weiteren mitteleuropäischen Mächten suchte, Ungarn und Polen. Legendar, weil durch ihn die Geschichte der „ersten Ukraine“ (Woldan) geschrieben wurde. Die weitere spätmittelalterliche Geschichte, diejenige von Galizien-Wolhynien als Nachfolger der Kiewer Rus, ging auf im Jahr 1386 in der polnisch-litauischen Personalunion, im Jahr 1569 in der Reunion des gemeinsamen Königreichs, wodurch „fast die ganze Ukraine während drei bis vierhundert Jahren zu Polen-Litauen gehörte“, wie Andreas Kappeler im Auftaktessay ausführt.

Neu ist diese Erkenntnis nicht, aber es wird in dem mit Informationen und Argumenten gespickten Band darauf beharrt. Hat es doch Russland seit zwei Jahrhunderten verstanden, seine Narrative ebenfalls im Westen „weitgehend durchzusetzen“, so Kappeler. Dabei ist die Tatsache, dass die Geschichte der Ukraine über Jahrhunderte „getrennt von Russland verlief“, für die „Herausbildung einer ukrainischen Prototypen- und für das moderne ukrainische Nationalbewusstsein, das sich von Russland abgrenzt, von großer Bedeutung.“ Was antiquarisch anmutet, ist akut. Dafür sorgen die Geschichtsklitterungen, durch die Putin handstreichartig die historische Faktenbasis annulliert, ob die der Kiewer Rus oder der frühen Neuzeit.

Exkurs ins Mittelalter, Checks zur Gegenwart

Der „letzte Versuch einer ukrainischen Unabhängigkeit“ wird nicht nur von Woldan in der Niederlage des Kosakenhetman Mazepa gegen Peter I. ausgemacht, 1709, in der verlorenen Schlacht von Poltawa. Aus ihr ging der „Beginn der massiven Russifizierung“ hervor. Dingfest gemacht wird diese Form der Kolonisierung als für die Ukraine kulturelle Zumutung und imperialer Zwang.

Michael Mosers „Grundzüge einer Geschichte der ukrainischen Sprache“, einem in ihrer Prägnanz famosen Überblick, wi-



König Danilo, der den Tataren zu trotzen verstand und die Orientierung nach Mitteleuropa suchte – an Ungarn und Polen. IMAGO-PONDS IMAGES

Gegen Zumutung und Zwang

EINE KLEINE UKRAINE-BIBLIOTHEK (49); der Sammelband „Die Ukraine – vom Rand ins Zentrum“

Von Christian Thomas

Derlegt nicht wenige Legenden, angefangen mit der „althergebrachten Annahme einer wie auch immer gearteten ‚altruistischen‘ oder auch nur ‚altostslawischen‘ ‚Spracheinheit‘“, einer nicht haltbaren Behauptung im „Bann einer ‚russozentristischen Sprachhistoriographie“.“ Neben zahlreichen Dialekten war es das verschriftlichte „Kirchenslawisch“, aus dem sich im 14. Jahrhundert das Mittelukrainische (Mittelruthenische) entwickelte.

Das Kosakenland erlebte einen Frühling des Buchdrucks: 1580/81 die erste Übersetzung der Bibel ins Kirchenslawische, gefolgt von einer Grammatik 1619 und einem Wörterbuch 1627. Die Akademien und Kollegen in Ostroh, Kiew und Lemberg setzten eine ukrainische Schriftsprache durch, die Anfang des 18. Jahrhunderts bereits dermaßen einflussreich war, dass sie durch Peter I. massiv zurückgedrängt wurde, im Jahr 1720 gar durch ein Verbot der weltlichen Druckerzeugnisse.

Seitdem ist das russische Imperium für 200 Jahre, bis zur Revolution von 1917/18, gegen das Ukrainische vorgegangen, hat es in Abrede gestellt, als Dialekt herabgesetzt, als selbstständige Sprache unterdrückt, als Medium nationaler Identität verboten. Im Anschluss an eine Phase der „Ukrainisierung“ während der 1920er Jahre wurde diese seit 1929 durch Stalin in mehreren Kampagnen kriminalisiert, schließlich 1937, worauf Mariya Donska hinweist, wurde ukrainische Intellektuelle zu Hunderten in eine „gezielte Aktion“ ermordet.

Hervorgegangen aus einer Ringvorlesung, die bereits im März (!) 2022 in Wien auf die Beine gestellt wurde, offerieren die von Peter Deutschmann, Michael Moser und Alois Woldan herausgegebenen Beiträge den Forschungsstand von Kapazitäten der Slawistik und Osteuropafor- schung, neben Exkursionen ins Mittelalter Checks zur Gegenwart, darunter „Tschernobyl in Film und Literatur“. Propagandistisch geradezu verstrahlt die Talkshows des russischen Staatsfernsehens, in denen die Hassrede („Nazis“,

ZUR REIHE

Eine kleine Ukraine-Bibliothek, nicht chronologisch angelegt, nicht systematisch zusammengestellt, gedacht als Angebot zur Orientierung. Davon ausgehend, dass sich Schauplätze, ob fern oder fremd, durch Bücher von jedem Ort der Welt aus aufsuchen lassen.

Peter Deutschmann, Michael Moser, Alois Woldan (Hg.): Die Ukraine – vom Rand ins Zentrum. Frank & Timme Verlag 2024. 246 S., 39,80 Euro.

Als Folge Nr. 50 werden Isaac Babels „Geschichten aus Odessa“ vorgestellt.

„Satanskreaturen“, „Missgeburten“) auf breiter Front betrieben wird. Magdalena Kaltseis klärt auf über eine TV-Gebetsmühle aus der Dämonisierung des Westens und Heroisierung der angeblichen Heimatverteidigung Russlands auf dem Territorium der Ukraine. Grotesk – putinesk. Und doch, während im Kultur- und Bildungsbetrieb anderer deutscher Städte weiterhin das Thema Ukraine auf der Tagesordnung steht, und was Russlands Vernichtungsfeldzug gegen die Kunst und Kultur angeht, steuert Herwig G. Höller einen Beitrag bei über Raketen und Artillerie gegen Museen, Archive, Theater, Bibliotheken ebenso wie über russische Verhaftungs- und Todeslisten für ukrainische Kulturschaffende: Während dieser Politik fortgesetzter „Russifizierung“ ist das Schweigen an Frankfurts Goethe-Universität, in Frankfurts Akademien und Literaturinrichtungen unüberhörbar. In dieses Vakuum stößt, zu besichtigen auf Youtube, Frankfurts Club Voltaire mit russischen Positionen.

Weil man dort die von dem Aufklärer Voltaire 1733 in die Welt gesetzte Sex-and-Crime-Legende von Mazepa kennt? Weil man an sie glaubt, an dessen Version vom Wüstling und Verräter Mazepa, der vom Zaren vernichtend bestraft wurde. In der ukrainisch-russischen Geschichte war es eine Zäsur, der Beginn des Zugriffs des russischen Imperiums auf die Ukraine.

Wie intensiv demgegenüber das Theater des Avantgardisten Les Kurbas (1887-1937; auch er

ein Opfer des Stalinismus) aus dem westlichen Europa seine Impulse bezog, rekonstruiert Larissa Cybenko. Kurbas brachte für die Ukraine epochale Inszenierungen auf die Bühne, inspiriert von den Massenchorografien eines Max Reinhardt, dem Ausdruckstanz eines Rudolf von Laban oder den „Übermarionetten“ eines Edward Gordon Craig. Gebalzte Mannigfaltigkeit vor dem Hintergrund von Bauhaus-Kulissen. Zudem eine Theaterästhetik, die Anleihen nicht bei sowjetischen Vorbildern nahm, sondern europäischen.

Ein Krieg, der vernichtend auch gegen die Sprache zielt

Und was diese Integration, dieses theatrale „Ineinander-Dringen“ während der 1920er Jahre angeht, so findet Stefan Simonek dafür Beispiele in der ukrainischen Literatur der Moderne, der Postmoderne, nicht zuletzt in ihrer Popliteratur.

Ein langer Weg der Nationsbildung „von den Anfängen in den 1840ern bis zur stabilen Staatsgründung 1991“ (Dieter Pohl). Ausgeprägt die Europaorientierung bereits seit dem Mittelalter, im Interesse der Eigenentwicklung der Ukraine, gegen deren Autonomie und Identität Russland Krieg führt. Wie total dieser Vernichtungskrieg auf die Sprache zielt, sprechen die Verse von Ol'ha/Olga Perechrest aus: „Wörterbücher überschreiben da Wörter/ auch ein Ablaufdatum haben und unsere/ bald ersetzt werden müssen“.



Carl Andre im Jahr 1961 in London. IMAGO IMAGES

Das Nichts, das nicht nichts war

Der radikale Minimalist Carl Andre ist gestorben. Von Lisa Berins

Der US-amerikanische Bildhauer Carl Andre: Er legte uns seine Kunst zu Füßen und blieb im Kunstbetrieb selbst so unauffällig wie seine reduzierten Werke – dennoch zählt er zu den wichtigsten Vertretern der

Minimal Art. Es gibt Menschen, die ihn für einen Mörder hielten – das Gericht hatte ihn 1988 von der Schuld am Tod seiner Frau, der kubanisch-amerikanischen Künstlerin Ana Mendieta, freigesprochen. Nach einer durchzech-

ten Nacht war sie aus einem Fenster der gemeinsamen Wohnung im 34. Stock in Greenwich Village, New York, gestürzt.

Carl Andre, immer mit vollem Bart und in blauer Latzhose unterwegs, wollte sich selbst als Kunstarbeiter sehen. Die Welt sah in ihm aber vor allem einen radikalen Pionier der Minimal Art, die in den 1960er Jahren in den USA als Gegenposition zu den ausladenden Gesten des Abstrakten Expressionismus entstand. Mit ihm zählen Dan Flavin, Donald Judd, Sol LeWitt und Robert Morris zu den als wichtig bezeichneten Vertretern dieser Kunstrichtung. Sie arbeiteten mit industriellen Materialien, Andre nutzte Metalle, Holz, Ziegel, Granit, Kupfer, Stahl, Zink und ordnete das Material direkt auf dem Boden an; haufenweise, aufgestapelt oder flach als Platten, Kante an Kante zu größeren Rechtecken oder anderen geometrischen Formen gelegt.

Seine berühmtesten Skulpturen, die metallenen Bodenplatten, sind begehbare Objekte. Sie werden nicht auf einem Sockel oder in einem Rahmen präsentiert; es war eine absolute Absage an alle geltenden Wertmaßstäbe. Andres Kunst sollte so reduziert und nüchtern sein wie nur möglich. Sie sollte keine metaphorischen Deutungen zulassen, nichts erzählen, nichts ausdrücken, auf nichts als sich selbst verweisen. Minimalismus in Reinkultur also (wobei sich Andre selbst nicht als Minimalist bezeichnete).

Natürlich ist das eine Farce. Es gibt auf dieser Erde kein Kunstwerk, das nur für sich steht und rein gar keine Assoziationen provoziert. Wer schon mal über ein Andre-Werk gelaufen ist (oder es sich vorgestellt hat, weil das Museum es verbietet), weiß das: Irrende emotionale Verkettung oder Erinnerung ploppt zwangsläufig auf. Man nimmt das eigentlich banale Material anders wahr – und das hat Auswirkungen, nicht nur auf den nächsten Baumarktbesuch. Andres Bodenplatten integrieren sich unauffällig und roh, bescheiden und zugleich